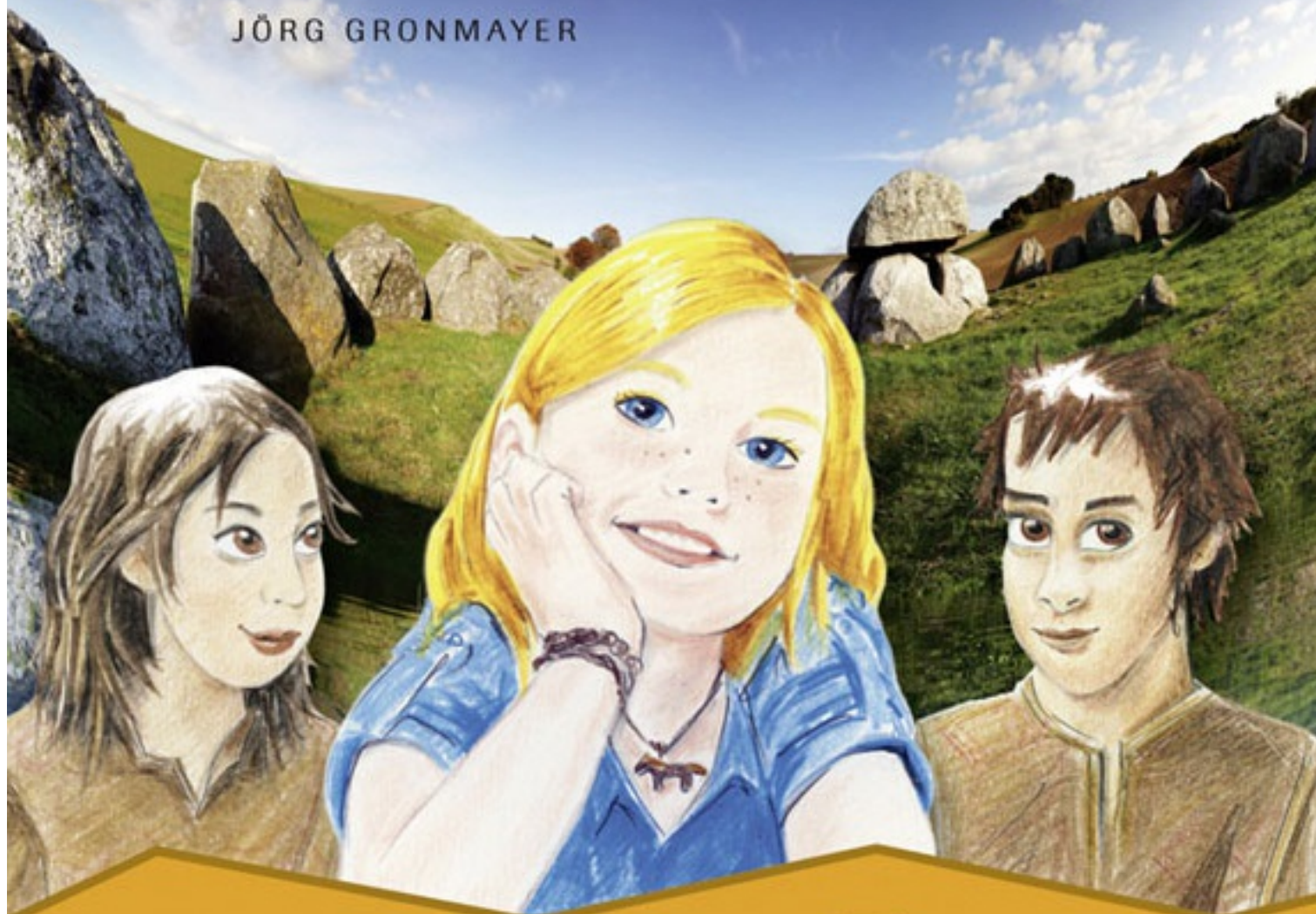


JÖRG GRONMAYER



Amelie

und die
Steinzeitjäger

SPECTRUM

Historischer Jugendroman

Fünf

Amelie sah sich um. Im Zelt, das von außen so mächtig und ungastlich gewirkt hatte, war es heimelig und richtig gemütlich. Der Boden war mit sauberen Tierfellen ausgelegt, die wie flauschige Teppiche wirkten. In einer von Steinen eingefassten Stelle in der Zeltmitte hatte Sitoga ein kleines Feuer entfacht. Es duftete intensiv nach Holzrauch, Kräutern und trockenem Gras. Entlang der Zeltwand konnte sie vier bequeme Lager erkennen. Weiche Felle waren einladend über Gras und Laub gebreitet.

Die Wände machten einen sehr stabilen Eindruck. Sie konnten sicher ohne Weiteres Sturm und langem Regen standhalten.

Verschiedene Werkzeuge aus Holz und Stein lagen neben dem Feuer, und am Eingang steckte ein Bündel Speere griffbereit im Boden. Mit zwei Holzstangen ließ sich eine Öffnung im Zelt Dach so verstellen, dass der Rauch zwar abziehen, Regen und Wind aber nicht ins Zeltinnere eindringen konnten.

Sitoga kramte in einigen Behältern aus Birkenrinde herum und zog schließlich ein mit frischen Blättern umhülltes Päckchen hervor. »Hast du jetzt vielleicht Hunger?«, fragte sie und wickelte ein Stück gebratenes Fleisch aus. Amelie nickte eifrig und bemerkte nun erst, dass ihr schon ganz flau im Magen war. Gierig machte sie sich über den angebotenen Leckerbissen her. Das Fleisch schmeckte ausgezeichnet.

Als der erste Appetit gestillt war, lehnte sie sich zufrieden zurück. Sitoga hatte für jeden noch eine Handvoll getrocknete Beeren und Nüsse hervorgezaubert, die sie gemeinsam knabberten. Von draußen drangen die Geräusche aus dem Lager nur gedämpft durch die schweren Felle ins Zeltinnere. Das Feuer sorgte für Wärme, Schutz und Behaglichkeit.

Sitoga beugte sich vor. »Amelie, ich habe meine Leute belogen und ihnen eine erfundene Geschichte über dich erzählt – du hast es vorhin gehört. Sie haben mir vorerst einmal geglaubt, aber ich muss wissen, was tatsächlich mit dir geschehen ist und woher du kommst«, sagte sie ernst. »Willst du mir nicht erzählen, woran du dich erinnern kannst? Wer bist du wirklich?«

Amelie starrte lange Zeit regungslos ins Feuer.

»Ich verstehe es ja selbst nicht«, begann sie stockend. Und dann sprudelten die Worte immer schneller hervor.

Sie erzählte von zu Hause, von ihren Eltern und der Stadt, in der sie lebte. Sie erzählte von ihrem Großvater, der ihr das Holzpferdchen geschnitzt hatte und wie verzweifelt sie gewesen war, als er kurz darauf krank wurde und starb. Sie erzählte von der Schule, wie sie während der Geschichtsstunde ohnmächtig geworden und wie sie schließlich im Freien aufgewacht und von Sitoga gefunden worden war.

Das Mädchen hörte ihr aufmerksam zu, ohne sie zu unterbrechen. Es schüttelte verwirrt den Kopf, aber dann stellte es gezielt Fragen und ließ sich ganz genau erklären, was ein Haus, eine Stadt oder eine Schule ist.

»Du erzählst seltsame Dinge«, fand Sitoga schließlich, »Dinge, die für mich keinen Sinn ergeben. Wozu soll denn z. B. so ein ›Haus‹ nützlich sein? Was macht ihr damit, wenn ihr

weiterzieht? Könnt ihr es mitnehmen? Oder baut ihr alle paar Tage ein Neues, während ihr unterwegs seid?«

Amelie begriff, dass ihre neue Freundin selbst die einfachsten Gegenstände aus ihrer Welt nicht kannte und sich nicht vorstellen konnte, wie das Leben in ihrer Familie aussah. Sie versuchte, ihr klar zu machen, dass sie und ihre Eltern nicht von der Jagd lebten und deshalb nicht ständig umherziehen mussten – höchstens im Urlaub wohnten sie für ein paar Wochen im Wohnmobil. Aber schließlich gab sie es auf: Wie sollte sie ihr begreiflich machen, dass ihre Mutter Sozialarbeiterin war und ihr Vater bei einer Firma für Klimatechnik arbeitete?

»Wenn das stimmt, was du da sagst«, seufzte Sitoga, »weiß ich nicht mehr weiter. Ich habe keine Ahnung, wie ich dir helfen soll, zurück zu deinen Leuten zu kommen. Wenn es diese ›Stadt‹, von der du sprichst, überhaupt gibt, dann muss sie sehr weit weg sein. Ich habe noch nie jemanden davon erzählen hören. Und selbst wenn es weit im Osten, an der Mündung des Langen Flusses oder tief im Süden so eine ›Stadt‹ geben sollte, hätten wir irgendwann davon erfahren. Es gibt in jeder Gruppe Wanderer und Händler, die sehr weit herumkommen und die wiederum Wanderer aus den unterschiedlichsten Gegenden treffen, mit denen sie Neuigkeiten austauschen. Wir haben von weit im Westen wundersame Dinge gehört: Da gibt es Tiere, die so groß sind wie der Felsen unserer Höhle – eine Gruppe kann sich fast ein Jahr lang davon ernähren, wenn es ihr gelingt, solch ein Tier zu erlegen. Die Menschen dort nennen es ›Mah-Mouht‹. Es ragen Zähne aus seinem Maul, die länger sind als ein Mensch. Die Händler haben berichtet, dass die Leute dort versuchen, das Mah-Mouht in Sümpfe zu treiben, wo es durch sein enormes Gewicht einsinkt und leichter erlegt werden kann ...«

»Moment mal, redest du von Mammuts?«, unterbrach Amelie.

»Ja. Hast du etwa schon mal eins gesehen?«

»Natürlich kenne ich Mammuts – zumindest aus dem Kino und aus Büchern. Aber die sind doch längst ausgestorben!«

Sitoga zuckte die Schultern. »Frag mal Tarik, der vorhin vor dem Zelt saß. Er war als junger Mann im Westen und hat uns berichtet, dass er damals eine Jagd auf das Mah-Mouht miterlebt hat. Sie konnten es aber nicht erlegen; es hat zwei Männer unter seinen Füßen zerquetscht und entkam.«

Amelie schüttelte verständnislos den Kopf und wechselte unvermittelt das Thema: »Wer sind eigentlich die ›Langen‹, von denen dieser Borud vorhin gesprochen hat?«

Sitoga zögerte mit der Antwort. »Ich weiß es nicht genau«, sagte sie schließlich. »Wir haben hier in der Gegend noch keine gesehen. Andere Gruppen haben uns von ihnen berichtet. Unsere Leute sind ziemlich beunruhigt. Die ›Langen‹ sind etwas größer als wir, haben eine helle Haut und blonde Haare – so wie du. Zuerst sind sie im Osten aufgetaucht. Sie überfallen die Lager, während die Jäger unterwegs sind, und töten die Alten, die Frauen und die Kinder. Anschließend rauben sie die Vorräte und brennen Hütten und Zelte nieder. Wir wissen nicht, wo sie herkommen. Jede unserer Gruppen muss jetzt Wachen aufstellen. Dadurch gibt es nicht mehr genug Jäger. Einige Familien müssen deshalb hungern.

Der Weise Rat will so bald wie möglich mit weiteren Gruppen, die demnächst noch zu uns stoßen werden, beraten, was wir dagegen unternehmen können. Alon, der Wächter, den

wir vorhin getroffen haben, will mit ein paar von unseren Männern und möglichst vielen anderen nach Osten aufbrechen und die ›Langen‹ bekämpfen.«

»Warum war Alon eigentlich so erschrocken, als er sah, dass ich deinen Wolfsumhang trage?«, fragte Amelie weiter.

»Das war dumm von mir. Ich hätte mir den Mantel wieder selbst umhängen sollen, bevor uns Alon sehen konnte. Vor zwei Jahren war ich mit den Jägern unterwegs und habe mich in der Nacht heimlich vom Lager weggeschlichen. Wir waren in der Nähe der heiligen Quelle. Dort führt ein versteckter Gang tief in eine Höhle, aus der ein Bach entspringt. Nur der Schamane und die Weise Führerin dürfen sie betreten. Es heißt, die Wassergeister und die Geister der Ahnen wohnten dort.

Mein Vater war kurz zuvor ums Leben gekommen, und ich wollte versuchen, ob ich ihn nicht als Geist in der Höhle wiedersehen könnte.«

»Hattest du denn keine Angst, im Dunkeln da ganz alleine hineinzuklettern?«

»Doch. Große sogar«, grinste Sitoga verlegen, »aber ich sagte mir: Entweder stimmt es gar nicht, dass da die Geister wohnen – dann hätte ich ja nichts zu befürchten. Oder auch der Geist meines Vaters war dort. Und der würde wohl kaum zulassen, dass mir etwas geschieht.

Jedenfalls kam ich gar nicht so weit. Ich rutschte vor der Höhle auf einem Felsen aus, schlug mit dem Kopf auf und war bewusstlos. Als ich aufwachte, war ich von einem Rudel Wölfe umringt. Einer griff mich an.« Sie zeigte Amelie die tiefen Narben an ihrem rechten Bein. »Bevor der Rest des Rudels über mich herfallen konnte, waren aber schon die Jäger da, die inzwischen nach mir gesucht hatten, und vertrieben die Tiere. Der Schamane tötete den Wolf, der mich angefallen hatte. Danach veranstaltete er im Lager einen riesigen Wirbel und erklärte, der Wolfsgeist habe mich gezeichnet und dadurch auserwählt. Ich stünde deshalb unter seinem Schutz. Seitdem trage ich das Fell.«

»Und? Glaubst du tatsächlich, dass der Wolf dich auserwählt hat?«

»Hm, ich weiß nicht. Vielleicht schon«, sagte sie nachdenklich, »aber dem Schamanen passte die Geschichte damals ganz gut. Er hatte kurz vorher eine schlechte Jagd vorausgesagt – dabei erbeuteten wir so viel Fleisch, wie selten zuvor. Er sorgte mit der ganzen Aufregung um den Wolfsgeist dafür, dass seine falsche Vorhersage schnell vergessen war, und stellte deutlich heraus, dass er es war, der das Tier getötet hatte. Ich glaube, er hätte selbst gerne ein paar Kratzer abbekommen, um damit anzugeben ... Naja, für mich war die Sache auch nicht schlecht, zumindest kam niemand auf die Idee, zu fragen, warum ich mitten in der Nacht verschwunden war und was ich vorgehabt hatte.« Sie lachte leise.

Die beiden Mädchen schwiegen eine Weile nachdenklich.

Schließlich murmelte Amelie: »Ich verstehe das nicht: Selbst wenn ihr Indianer, Eskimos oder irgendwelche anderen Eingeborenen seid, müsstet ihr doch schon mal ein Flugzeug oder ein Auto gesehen haben, oder zumindest müsstet mal Forscher oder Expeditionen bei euch aufgetaucht sein! Es kann doch nicht sein, dass ihr völlig ohne Kontakt zur modernen Welt lebt ...«

»Komm mit! Ich habe eine Idee«, rief Sitoga unvermittelt und zog Amelie auf die Füße. »Zieh dir was über! Ich sehe nach, ob die Luft rein ist.« Sie warf ihr einen Fellumhang zu und verschwand durch den Eingang. Kurze Zeit später schob sie von außen am anderen Zeltende die Felle etwas zur Seite. »Los komm! Es ist niemand zu sehen. Sei leise!«, flüsterte sie. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Gedämpftes Stimmengemurmel drang zu ihnen. Oben vor dem Höhleneingang glomm ein Feuer. Schemenhaft konnten sie zwei Männer erkennen, mit Speeren bewaffnet.

Sitoga schlug einen großen Bogen um das Lager. Sie näherten sich der Höhle von Westen. »Es gibt einen zweiten Eingang. Wir müssen aufpassen, dass die Wächter uns nicht entdecken«, wisperte sie.

»Wo gehen wir überhaupt hin?«, gab Amelie leise zurück. »Wir besuchen Che’Gwoia, die Weise Führerin. Eigentlich müssten wir dafür den Schamanen um Erlaubnis bitten, aber der würde das wohl kaum zulassen.« Amelie erschrak. »Was sollen wir denn dort? Ich will nicht in die Höhle!«

»Achtung! Duck dich!«, zischte Sitoga und zog Amelie hinter einen Busch. Einer der Wächter war aufgestanden und starrte zu ihnen herüber. Hatte er etwas gehört? Er kam direkt auf das Gebüsch zu. Die Mädchen pressten sich noch dichter an den Boden. Amelie hielt den Atem an. Der Mann teilte mit seinem Speer die vordersten Zweige. »Wer ist da?«, rief er scharf. Kurz blieb er noch lauschend stehen, dann zuckte er ratlos die Schultern und kehrte zu seinem Kameraden zurück.

Aufatmend sahen die beiden ihm nach und konnten ihr Glück kaum fassen. »Los jetzt, schnell!« Sitoga löste sich als Erste aus ihrer Erstarrung und zog Amelie eilig mit sich hangaufwärts. Noch bevor der Wächter das Feuer erreicht hatte, waren die Mädchen bereits am seitlichen Höhleneingang angekommen.

Sitoga zog vorsichtig das schwere Fell zur Seite und spähte in die Höhle. »Es ist niemand bei ihr«, raunte sie und begann, in den finsternen Schacht hinunterzuklettern. Amelie packte sie am Ärmel: »Nicht! Komm zurück! Ich will da nicht hinein!« Aber Sitoga riss sich los und ließ sich hinuntergleiten. Amelie sah, dass die Wächter am Feuer bereits zu ihr herüberblickten. Gegen den glitzernden Sternenhimmel war sie vielleicht trotz der Dunkelheit zu sehen und so verwünschte sie Sitogas Einfälle und kletterte ihr hastig hinterher.

Kaum war der schwere Vorhang hinter ihr zugefallen, brannte heißer Rauch in ihren Augen. Sie musste heftig blinzeln und unterdrückte nur mühsam einen Hustenreiz. Vorsichtig tastete sie sich bis zum Höhlenboden voran. Hier war der Qualm weniger dicht. Im Hintergrund glomm ein kleines Feuer. Kräuter und harzige Äste schwelten darin.

Sitoga kniete bereits dort und winkte Amelie zu sich. Sie legte den Finger über ihre Lippen und bedeutete ihr, zu schweigen. Jetzt erst bemerkte sie, dass Sitoga nicht allein war:

Auf der anderen Seite des Feuers wiegte sich eine auf einer Tierhaut kauende Frau langsam, wie in Trance, vor und zurück. Sie schien unglaublich alt: Das Gesicht in zahllosen Falten tief zerfurcht, fleckige Tränensäcke unter den Augen. Schweiß lief in Strömen über ihre Wangen und rann in die losen Hautfalten am Hals. Unter dem massigen Körper waren die untergeschlagenen Beine kaum zu sehen. Die schweren runzligen Brüste

lagen auf einer Art Schurz auf dem Bauch. Rasselnd atmete sie durch den halb geöffneten Mund.

Das Beunruhigendste waren jedoch ihre Augen: Die Augäpfel schimmerten gelblich weiß, Pupillen konnte man nicht erkennen. Sie schien immerfort in unendliche Weiten zu starren. Es gab keinen Zweifel: Che’Gwoia war blind.

Die beiden Mädchen hatte sie scheinbar nicht bemerkt. Aus dem Augenwinkel sah Amelie, dass Sitoga reglos und mit gesenktem Kopf neben ihr kniete und abwartete. Sie getraute sich kaum, zu atmen. Von der unbequemen Haltung wurden ihr allmählich die Beine taub.

Auf einmal hielt Che’Gwoia in ihren Schaukelbewegungen inne und verbeugte sich tief. »Ich heiße die Geister des Wolfes und des Pferdes an meinem Feuer willkommen«, kamen dumpf die Worte über ihre Lippen. »Hab Dank, Wolf, dass du meine Enkelin zu mir führst!«

Sie richtete sich kerzengerade auf und starrte mit ihren blinden Augen Sitoga an.

»Sei begrüßt, Großmutter«, begann diese leise, »und verzeih, dass wir dich unangemeldet stören ...« – »Schweig!«, donnerte Che’Gwoia. »Meine Enkelin setzt sich über Regeln und Gesetze hinweg. Sie ist ohne Respekt und hält sich in ihrer Überheblichkeit für unverwundbar.«

Sitoga blickte betreten zu Boden.

»Du hast Borud gegen dich aufgebracht und stiftest Unruhe in der Gruppe«, fuhr sie fort. »Was glaubst du, was geschehen wäre, wenn der Wächter euch ertappt hätte? Wenn bekannt geworden wäre, dass ihr nachts durchs Lager schleicht und ohne Erlaubnis in die Höhle der Weisen Führerin eindringt?«

»Woher weißt du, dass die Wache uns fast erwischte hätte?«, entfuhr es Sitoga.

»Ach, Kind!«, die Strenge wich allmählich. Ihre Stimme war nun fast zärtlich.

Sie wandte sich zu Amelie. »Wen hast du da zu mir gebracht, Sitoga? Ich spüre den Geist des Pferdes, aber er ist nicht wie der Geist unserer Pferde, sondern größer – gezähmt und fest mit den Menschen verbunden.«

»Das ist Amelie. Ich habe sie im Tal der kleinen Seen gefunden. Sie weiß nicht, wie sie zu uns gekommen ist. Wir konnten nicht einmal herausfinden, woher sie kommt. Deshalb habe ich sie zu dir gebracht, Großmutter. Ich weiß nicht, wie ich ihr helfen soll, zu ihren Leuten zurückzufinden.«

»Seltsame Kräfte sind um dich, mein Kind«, murmelte Che’Gwoia. Sie streckte ihre klauenartigen Hände vor und ließ sie dicht über Amelies Kopf schweben. Ihre Arme und ihr Gesicht befanden sich dabei direkt über dem Feuer, aber sie schien die Hitze nicht zu spüren. »Du kommst von weit her und trotzdem ganz aus unserer Nähe.« Sie versank erneut in ihre entrückte Welt. Die Augen zuckten unkontrolliert in alle Richtungen. »Die Geister um dich sind den unseren ähnlich, aber doch fremdartig. Es gibt Kräfte, die ich noch nie zuvor gespürt habe. Andere fehlen dagegen ganz: Der starke Geist des Höhlenbären ist verschwunden. Ebenso der Wolf und das Rentier. Ich sehe riesige Hütten aus Stein und Menschen, die in großen Vögeln sitzen und mit ihnen fliegen.« Ihre Worte wurden immer leiser und waren schließlich kaum noch zu verstehen.

Plötzlich fuhr sie zurück und hielt ihre zitternden Hände wie eine Schale vor Amelie.